

Nr. 40. Bromberg, den 16. Mai 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(17. Fortsetzung.)

Im Hauptquartier wurde nach der Ankunft erst der Hund, den man für den Transport vom Schiff ans Land in eine luftdicht abgesperrte Kiste verschlossen — in der er beinahe erstickte — gesichert im Laboratorium untergebracht. Dann trafen sich die Herren beim Mahle. Anfangs wurde, wie gewöhnlich, deutsch gesprochen. Die beiden Ärzte wurden allgemein wegen des Erfolges ihrer Arbeit beglückwünscht, und es wurde unter lebhafter Anteilnahme die Geschichte des Tempels und seines Gottes erzählt. Dann teilte der Kommandant Wieser mit, daß er wegen seiner Rückreise mit Tokio gesprochen habe. Es sei, wie er vermutet, möglichste Beschleunigung der Formalitäten versprochen worden. In drei Tagen gehe ein Dampfer in offizieller Mission nach San Franzisko, der sonst keinen Passagier mitnehme. Derselbe würde einen kleinen Umweg machen, um den verdienten deutschen Forscher zu holen. Doch müsse dieser sich ehrenwörtlich verpflichten, über seine Forschungen weder in Europa, noch sonst irgendwo das Geringste zu veröffentlichen und speziell über den Ort seiner Wirksamkeit und die strategische Bedeutung desselben nie das Geringste verlauten zu lassen. Der Minister, mit dem er persönlich gesprochen, habe ihn, den Kommandanten gefragt, ob er das Wort des Deutschen für eine genügende Bürgschaft halte, und auf die Möglichkeit hingewiesen, daß in einem Kriege mit den englischen Mächten, mit Rücksicht auf das französische Bündnis Deutschland auf der Gegenseite stehen könnte. Ob sich Dr. Wieser auch für diesen Fall ehrenwörtlich dazu verpflichte, auch der deutschen Armee- und Marineleitung gegenüber die Kenntnis dieser geheimen U-Boot-Basis zu verschweigen.

Wieser nickte mit dem Kopfe. „Das kann ich tun. Denn wenn wir auch formell mit Japan im Kriegszustande stehen sollten, so wird sich Deutschland gewiß an einem Seekrieg gegen Japan nie beteiligen, weil wir den letzten Mann und die letzte Patrone in Europa brauchen werden."

„Ich erklärte", fuhr der Kommandant fort, „daß ich mich persönlich für die Einhaltung des Wortes des Herrn Dr. Wieser verbürge, falls er es mir freiwillig geben sollte. Sind Sie bereit dazu?"

„Ich bin es, Herr Oberstleutnant."

„Demgegenüber verpflichtet sich unsere Regierung, daß in einer eventuellen wissenschaftlichen Veröffentlichung Ihrer gemeinsamen Forschertätigkeit mit dem Dr. Yoghushiwa Ihr Name nicht nur ehrend erwähnt, sondern an die Spitze des Buches, und zwar vor dem des Herrn Dr. Yoghushiwa, kommt. Es wird Ihnen das Buch, wo immer Sie sich befinden, vor der Publikation zugestellt werden, um Ihnen Gelegenheit zu geben, etwaige wissenschaftliche Bemerkungen anbringen oder Auffassungen in wissenschaftlicher Hinsicht, die Sie nicht teilen, korrigieren zu können. Daß unserer Regierung eine Publikation im gegenwärtigen Augenblick nicht genehm ist, sehen Sie ja ein, Herr Doktor."

„Vollkommen, Herr Oberstleutnant. Ich bitte Sie, Ihrer Regierung meinen herzlichen Dank für ihr loyales und großherziges Entgegenkommen allen meinen Wünschen gegenüber zu melden. Ich bin selbstverständlich bereit, auch in schriftlicher Form mein Wort in dem von Ihnen gewünschten Sinne zu verpfänden."

„Entschuldigen Sie, Herr Kollege", erklärte plötzlich Dr. Yoghushiwa, „wenn ich Ihr Gespräch mit dem Herrn Oberstleutnant unterbreche. Es handelt sich aber um dienstliche Dinge, die keinen Aufschub dulden, für die Sie aber absolut kein Interesse haben." Und japanisch fuhr er fort: „Ihr denkt doch nicht im Ernste daran, diesen Weißen nach Hause zu schicken?"

„Warum denn nicht?" fragte der Kommandant ebenfalls in japanischer Sprache.

Eben reichte die Ordonnanz ein Fischgericht herum. Wieser, der sonst bei Fischspeisen sehr mäßig war, häufte sich eine Riesenportion auf den Teller, um einen Vorwand zu haben, bei Tische bleiben zu können.

„Er weiß zu viel," sagte Yoghushiwa.

„Er wird schweigen," sagte der Kommandant. „Er gehört zu den Männern, die ihr Wort bindet. Oder beurteilen Sie ihn anders??"

„Nein. Man muß jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie, Herr Oberstleutnant, sind sicher ein Mann, den sein Wort bindet. Trotzdem würden Sie in seinem Falle nicht schweigen."

„Herr Doktor, Sie gehen zu weit," sagte der Kommandant erregt. „Wann habe ich Ihnen je Veranlassung zu einer derartigen Beurteilung gegeben?"

„Herr Oberstleutnant, ich halte Sie für das Muster eines tapferen und ehrenwerten Soldaten. Ich werde den Fall Ihrem Urteil unterbreiten, nachdem ich ihn genau auseinandergesetzt. Wenn Sie dann noch erklären, Sie würden Ihr Wort halten, werde ich Sie um Entschuldigung bitten."

„Ich bin gespannt, Herr Doktor."

„Sie kennen, meine Herren," wandte sich der japanische Arzt an die gesamte Tischgesellschaft, „die Lage unseres Landes. Es ist den Amerikanern gelungen, uns vollkommen einzukreisen. Im Osten ist Amerika. Im Westen Sibirien, das man uns zu verlassen zwingt; Rußland wird von den englischen Mächten unterstützt, um im gegebenen Moment unsere Festlandpositionen zu bedrohen. Dann ist da China, das von den Weißen gegen uns bewaffnet wird, mit den englischen Kriegshäfen Hongkong und Singapore. Da sind die Holländer auf den Sundainseln, welche in die Koalition der Feinde einbezogen wurden, da sind Australien und Neuseeland mit ihren Südseeinseln, wo ganz offen gegen uns gerüstet wird. Wir sind eingedrückt und eingeklemmt, seit England uns verraten hat, wie es Deutschland im Jahre 1914 war, wir haben den Krieg verloren, bevor der erste Schuß abgefeuert wurde."

„Das wissen wir alle," erklärte Hauptmann Matsumoto. „Wir sind aber nicht so dumm wie die Deutschen, die vier Jahre lang wie wilde Tiere mit dem Kopf gegen die Eisengitterstäbe ihres Käfigs anrannten. Wären sie dem Waffengang ausgewichen, wie wir es tun, so hätte sich nach einigen Jahren die Weltkonstellation zu ihren Gunsten geändert."

„Das weiß ich nicht", sagte der Arzt. „Ich halte es für müßig, darüber zu streiten. Ich bitte nur festzuhalten, was ich sagte, daß wir derzeit einer Koalition gegenüberstehen, vor der wir wutbebend und zähneknirschend Schritt für Schritt zurückweichen, deren Befehle wir befolgen müssen. Trotzdem hätten sie uns schon zermalmt und wie Deutschland mit gebrochenem Rückgrat in die Ecke geworfen und ihren Hunden zum Fraße überlassen, verstünden wir es nicht, ihre Schlagkraft durch soziale Bewegungen, Emeuten und Auf-

stände zu lähmen. Und nun, in diesen Tagen der vaterländischen Schmach und Verzweiflung, schickt uns der Himmel eine Waffe von einer Wucht und einer Schärfe, daß wir uns lächelnd, ohne ein Kanonenboot ausrüsten zu müssen, in den Besitz der ganzen Erde setzen können."

„Was für eine Waffe?" fragte der Oberstleutnant.

„Mir ist es klar, Herr Oberstleutnant, daß Sie es nicht begreifen. Auch ich habe es nicht begriffen bis heute. Bis der verehrte Gast, der da am Tische sitzt, mir die Augen öffnete."

Aller Augen wandten sich auf Dr. Wieser, der teilnahmslos seinen Fisch mit Brot und Gabel bearbeitete.

„Sie wissen, meine Herren", fuhr der japanische Arzt fort, „daß unsere Krankheit jeden tötet, den sie ergreift. Rasch, sicher, erbarmungslos. Es gibt keine Rettung. Sie geht auf unsichtbaren Wegen von Lebewesen zu Lebewesen, von Mensch zu Tier. Geschützt ist nur, wer sich vorher zu schützen wußte. Wenn ich heute eine Ratte, die mit Kaltblütermikroben geimpft ist, in Peking ans Land lasse, so wird in einem Tage die Millionenstadt öde und verlassen sein. Ein Leichenfeld. Die Seuche wird wie eine reißende Flamme um sich greifen nach Nord und Süd und West, längs der Straßen, der Eisenbahnen, der Dampferrouten; aber auch durch die Luft, vom Winde verweht, von Vögeln über jede Absperrung, jede Quarantänelinie getragen. Die Menschen werden zu Tausenden sterben und keine Ahnung haben, was sie tötete."

„Wieso?" fragte ein Offizier. „Sind doch auch wir darauf gekommen, was unsere Klippe verödete."

„Stimmt", sagte der Arzt, „aber nicht sofort. Wir waren durch Monate ratlos. Dann kam ich darauf, es müsse eine bakterielle Seuche sein und veranlaßte die Zuziehung eines zweiten Fachmannes, der, durch mich unterrichtet, der Sache unter dem Schutze der teuersten Hilfsmittel an den Leib rückte. Und dabei, trotz der größten Vorsicht, mußte er einen Finger opfern, um sein und unser aller Leben zu retten. Schließlich war der Seuchenherd nicht mitten unter uns, sondern 80 Kt entfernt, dabei durch das Meer vollkommen isoliert. Ihr könnt mir glauben: Wenn morgen in Yokohama die Seuche ausbricht, so ist in einer Woche ganz Japan verödet und menschenleer."

Die Männer sahen betroffen auf den Sprechenden, der seinen Vortrag fortsetzte: „Nun hat mir mein geschätzter Freund, der dort seinen Fisch verzehrt, die Augen geöffnet. Die roten Priester des Tempels gebrauchten diese Seuche als scharfe, unfehlbare, todbringende Waffe. Sie töteten jeden Feind, ohne daß eine Spur auf sie als Mörder hinwies, sie waren in der Lage und entschlossen, die ganze Welt zu entvölkern, wenn sich ihnen jemand widersetzte, sie haben, wie aus einer Tempelinschrift hervorgeht, mit dieser Seuche einen Krieg entschieden. Früher verstand ich die Stelle nicht, jetzt ist sie mir klar."

„Wie lautet diese Stelle?" fragte der Kommandant.

„Auswendig kenne ich sie natürlich nicht. Sie ist im Tempel als Großtat des Gottes verewigt. Im siebenten Jahre der Herrschaft irgendeines ihrer barbarischen Könige, dessen Namen ich mir natürlich nicht merken konnte, brach von Norden ein übermächtiger Feind ins Land. Die Krieger des Königs flohen, weil der König tat, was Unrecht war in den Augen des Gottes. Da bekehrte sich der König, tat Buße und bat den Gott um Hilfe. Da sagte ihm der Oberpriester: Der Gott hat dein Opfer angenommen und wird deine Feinde vertilgen. Er hat sie verflucht. Ich werde den jüngsten Priester in das Lager der Feinde schicken. Er wird ihnen den Befehl des Gottes überbringen, dein Land zu verlassen. Sie werden den Befehl des Gottes nicht erfüllen, auf daß der Ruhm des Gottes noch größer werde unter den Menschen. Du aber, König, wirst eine Linie ziehen von zwei Tagemärschen Entfernung rings um das Lager der Feinde. Und du wirst drei Männer schicken mit Trompeten, daß sie meinem jüngsten Priester den Weg weisen zum Lager der Feinde. Dreihundert, zweihundert und hundert Schritte vor ihm. Wer immer deines Volkes den Ruf der Trompete hört, der fliehe in sein Haus und verberge sein Antlitz. Wenn aber der Priester vorbeigeschritten ist, räuchere er auf dem Wege, den er ging, — ja, mit was sie räuchern mußten, das wissen wir nicht, das Wort läßt sich nicht übersetzen. — Denn er trägt den Fluch des Gottes. Wer ihm ins Gesicht blickt, wer ihm naht, muß sterben."

„Merkt ihr was?" rief der Oberstleutnant.

„Zwei Jahre lang, fuhr der Oberpriester fort, ist die Gegend verflucht, wo der Zorn des Gottes tobte. Dann mögt ihr opfern und räuchern, die Gebeine der Feinde und was sonst von ihnen übrig blieb, verbrennen und das Land wieder in Besitz nehmen, das euch der Gott gegeben, indem er den Feind austilgte von der Erde.

Und es geschah, heißt es auf dem Stein nach der Übersetzung des Dr. Yasui, wie der Oberpriester geweissagt.

„Nun, sehen Sie meine Herren, heute verstehen wir den Zusammenhang. Wir haben in dieser Seuche eine Waffe, mit der wir die Erde entvölkern, mit der wie jeden Feind besiegen können. Ich sehe keinen Grund, uns dieser Waffe nicht zu bedienen."

„Die Grundsätze der Humanität und Menschlichkeit . . ." begann ein Offizier.

„Nein," unterbrach ihn leidenschaftlich der Kommandant, „weißen Feinden gegenüber gibt es das nicht. Das wäre Schwäche. Das sind Grundsätze, die sie im Munde führen, aber selbst nie beachten. Erinnert euch, wie sie im letzten Feldzuge Krieg führten gegen Frauen und Kinder, wie sie heute noch, wo der Krieg längst vorbei ist, ihre Rassebrüder quälen und peinigen und aushungern, um bessere Geschäfte zu machen. Erinnert euch, wie Krieger der großen Union, die mit dem einen oder anderen Indianerstamm nicht fertig werden konnten, Decken und Kotzen aus Blatterspitälern an verlassenen Lagerfeuern zurückließen. Die naiven Indianer freuten sich der kostbaren, hochwillkommenen Beute, und als dann unter ihnen Blattern ausbrachen und Mann und Weib und Kind unter entsetzlichen Qualen hinmordeten, ahnten sie nicht, woher das Unheil kam. Diesen Heuchlern, welche die Religion der Nächstenliebe zum Vorwand für ihre Beute- und Plünderungszüge nehmen, kann ein ehrliebender Sohn Nippons keine Rücksichten der Humanität und Menschlichkeit zubilligen. Aber wie denken Sie sich die Anwendung der Waffe, Herr Dr. Yoghushiwa?"

„Ich weiß nicht," sagte dieser, „wie lange unsere Kulturen virulent bleiben. Aber wir haben die Quelle der Seuche entdeckt, die Molche in der Grotte des Gottes, auf denen der Erreger schmarotzt. Einer derselben ist heute von meinem Hunde gefressen worden, einer schwimmt in meinem Zimmer im Wasser. Diese Molche müssen wir unter allen Umständen erhalten. Noch bevor die Wohnräume auf der Klippe instand gesetzt werden, müssen wir durch Stacheldrahtgitter die Opferschale des Gottes sichern, damit weder Mensch noch Tier die für uns so kostbaren Zwergkaimane beschädigen."

„Sie haben recht", sagte der Kommandant und schellte der Ordonnanz. Dann gab er den Befehl, sofort beide Motorboote mit Proviant für eine Woche und mit Benzin für eben so lange zu versehen. Ins kleine Boot sollte eine Hängematte für ihn kommen. Die Klippe sollte um 12 Uhr nachts umgelegt werden, um 1 Uhr wollte er aufbrechen. Ins große Boot käme Malter, Stacheldraht und 15 Mann Besatzung.

Wieser, dem die vollendete Mahlzeit keinen Grund mehr zum Bleiben bot, fragte nun den Kommandanten, ob er ihm gestatte, von einem Nebentische aus die Köpfe der einzelnen Herren mit dem Zeichenstift in seinem Notizbuch zu verewigen. Er möchte sich das als Andenken nach Europa mitnehmen. Er sehe zwar, die Herren hätten dienstlich miteinander zu sprechen, aber er werde gewiß nicht stören.

Der Offizier nickte mit dem stereotypen Lächeln des Japaners Gewährung.

„So soll dieser weiße Spion", fragte Dr. Yoghushiwa, „wirklich jedes Wort hören, das wir sprechen? Wäre es da nicht besser, wir gingen auf Ihr Dienstzimmer, Herr Oberstleutnant?"

„Nein", entschied dieser. „Erstens weiß er, was Sie uns sagten, kraft seiner angeborenen Intelligenz, die nicht gering ist. Denn, wie Sie selbst zugeben, hat erst er Sie auf den Gedanken gebracht. Zweitens versteht er, wie Sie mir selbst zugestanden, kein Wort unserer Sprache. Aber, mag er unsere Sprache nun verstehen oder nicht, er wird niemals Gelegenheit haben, von seinem Wissen in einer Weise Gebrauch zu machen, die unser Vaterland schädigen könnte."

Die Offiziere nickten. Wieser lief ein Schauer über den Rücken. Er wußte, was dieses Nicken für ihn bedeute.

Dr. Yoghushiwa strahlte. „So geben Sie mir recht, Herr Oberstleutnant?"

„Selbstverständlich. Der Mann ist eine Gefahr für uns. Er wird nie nach Europa zurückkehren. Denn hoch über den Pflichten der Gastfreundschaft und des gegebenen Wortes, ja, des Eidschwures, steht die Rücksicht auf das Vaterland. Nun aber teilen Sie uns mit, wie wir nach Ihrer Ansicht von dieser Waffe Gebrauch machen können."

„Vor allem", meinte der japanische Arzt, „müssen wir uns selbst sichern. Es muß das ganze Land durchgeimpft werden. Menschen und Tiere. Das wird Jahre kosten und muß heimlich gemacht werden. Die Bevölkerung darf nicht ahnen, um was es sich handelt. Sie wissen, wir haben große Europäerkolonien im Lande, die vom Wesen der Sache nichts erfahren dürfen. Die Impfung wird nicht so viel Zeit in Anspruch nehmen, als die Vorbereitung, die Bereitstellung von Impfmaterial für viele Millionen Menschen und Tiere.

Selbstverständlich werden wir in der Zwischenzeit nach außen eine sehr maßvolle, friedliche Politik führen. Die offizielle Losung muß heißen: Abrüsten! Je schwächer und nachgiebiger wir sind, desto anmaßender und frecher in ihren

Forderungen werden die Weißen sein. Mögen sie! Sind wir mit unseren Vorbereitungen fertig, dann lassen wir den Fluch dieses altmexikanischen Gottes auf die Menschheit los."

„Von den Hafenstädten aus?" fragte der Kommandant.

„Das möchte ich nicht raten. Lieber von den großen Zentren aus. Wir müssen das nach genauem Plane machen. Nehmen wir z. B. Deutschland, das ich kenne. Da liegt ein japanisches Schiff in Hamburg, eins in Kiel, eins in Rotterdam. Da arbeitet eine Gruppe im Süden, und es wird München, Stuttgart, Frankfurt und Köln in Flammen gesetzt. Diese Gruppe schifft sich dann in Rotterdam ein. Eine andere Gruppe geht über Berlin, Leipzig, Dresden, Prag, Wien, Budapest nach Triest, über die polnischen Städte nach Danzig usw. Unsere Leute verlassen die großen Städte im Auto oder D-Zug, ehe die ersten Toten gemeldet werden. Denn sonst könnte es unnütze Opfer kosten.

Schwerer wird die Sache bei den großen, zusammenhängenden Ländern, Rußland, Sibirien, Nord- und Südamerika. Da ist es möglich, daß nicht die ganze Bevölkerung der Seuche erliegt. So werden in Sibirien die verkehrsarmen Landstriche vielleicht verschont bleiben; vielleicht werden da Flieger nachhelfen müssen, die Glasbomben herunterfallen lassen, in denen sich Dauersporen in rasch trocknenden Nährböden befinden. Ebenso in Südamerika, auch in Nordamerika mögen sich einige Landstriche finden, die, ferne den großen Verkehrsadern, dünn bevölkert sind und verschont bleiben.

Ich werde einen detaillierten Aktionsplan für jedes Land ausarbeiten. Ich denke, daß wir die meisten Inseln ganz verschonen; ich sehe nicht ein, warum die Malaien der Sunda-Inseln, die Romanen auf den Balearen oder die Engländer auf Neuseeland nicht für uns arbeiten sollen. Denn der Schlag muß überall zu gleicher Zeit fallen, und drei Tage nach Beginn dieses Krieges, den Nippon gegen die übrige Menschheit führen wird, soll und kann es keine organisierte Macht mehr geben, die sich uns entgegenstellen könnte. Es mögen ja auf den Inseln und in den schwer zugänglichen Gebirgstälern der Kontinente Menschen übrig bleiben, mehr Menschen vielleicht, als unser glorreiches Kaiserreich zählt. Aber sie sind zerstreut, sind nicht organisiert, und wir werden ihrer leicht Herren werden."

Brausender Beifall begleitete die Worte des Sprechers.

„Herr Doktor", erklärte der Oberstleutnant, „der Gedanke, den Sie eben aussprachen, der Plan, den Sie entwickelt, ist das Großartigste und Erhabenste, das ich jemals hörte. Einfach genial. Sie haben in wenigen Stunden ein Aktionsprogramm vorgezeichnet, das unser Land der aufgehenden Sonne endlich zur Mittagshöhe des Erfolges führen wird, die ihm gebührt. Die Welt wird japanisch werden durch Ihr Verdienst. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß wir den Plan ausführen werden, den Sie entworfen haben. Gewiß, auch wenn wir diese Seuche nicht gefunden hätten, zu gutem Ende wären wir die Herren der Erde geworden. Aber es hätte einer steten Arbeit von Jahrhunderten bedurft. So sehen wir in wenigen Jahren das große Ziel vor uns. Ihr Name, Dr. Yoghushiwa, wird mit goldenen Lettern eingetragen werden ins Buch der vaterländischen Geschichte."

(Fortsetzung folgt.)

Joachim, der seinen Tod überlebte.

Von Peter Rosegger.

Wie? Ein dreißigjähriger Krieg hätte das ganze deutsche Volk an den Rand des Abgrundes gebracht? Und Joachim, der Zieler, führt einen fünfzigjährigen und ist munter wohlauf. Er dreht schon einen Strick, um das halbe Säkulum zu feiern — von anderen die goldene Hochzeit genannt. Mit diesem Strick will er über dem Eingang in ihre Schlafstube eine Tafel anbinden mit der Inschrift: „Vivat, holde Braut!" Die Schlachten waren im ersten Vierteljahrhundert geschlagen worden, später, als die feindlichen Lager sich teilten, nahm es der Joachim nicht mehr so ernst und wenn die böse Frau gewaltig ausrückte, mit Worten zuerst, da lachte er — und mit dem Besenstiel zuletzt, da duckte er sich und sagte gemütlich:

„Oha, jetzt hättest du mich beinahe mit deinem Besen getroffen."

Und dann sagte er: „Liebes Weib, wenn ich einmal gestorben bin, so wirst du ein schwarzes Gewand anziehen wollen. Das paßt aber nicht. In meinem Testament wird geschrieben stehen, daß du ein Jahr lang nach meinem Tod in einem weißen Kleid mit rosenroten Bändern umhergehen mußt, wenn du willst meine Erbin sein."

Da weinte sie heimlich, denn erstens muß man das tun, wenn vom Sterben die Rede ist und zweitens wußte sie doch, daß in ihren Jahren einer Witwe schwarz weit besser stehen würde, als weiß. Denn sie wird sehr traurig sein — wie kann man denn da ein weißes Kleid tragen mit rosenroten Bändern, dieweilen sie in die Kirche geht, oder im Walde Holz sammelt, wo die Jäger sind. Nein, das tut sie nicht, sie wird sich kleiden, wie sie will. Oder soll sie etwa anfangen, den Willen ihres Mannes zu erfüllen, gerade wenn er tot ist?

Aber eine alte Muhme hatte sie und die behauptete, mit einem letzten Willen ließe sich nicht spaßen. Wenn sie die Wirtschaft erben wolle, so müsse sie auch die Bedingungen erfüllen, das sei einmal in der ganzen Welt so und dem größten Narren wird der letzte Wille befolgt, wenn eine Erbschaft dran hängt.

„Nein, ich will mich nicht lächerlich machen mit dem weißen Kleid. Dieser Bösewicht! Eine arme, verlassene Frau, die so keine andere Freude mehr hat auf der Welt, als das bissel schwarz. Just zufleiß tut er's, daß er mich nach dem Tode noch peinigen kann! Nein, ich trag's nicht, das weiße Kleid! Ich trag's nicht!"

„Aber Närrchen," sagte die alte Base, „so möcht' ich doch wissen, warum du gerade das weiße Kleid nicht sollst tragen wollen. Er sagt ja nicht, daß du's auswendig mußt tragen. Trag's einwendig!"

Das sah anders aus. Jetzt, wenn's nur schon dran wär'!

„Liebes Weib," sagte er dann eines Tages, „du würdest es schon gern sehen, daß ich abkratze. Muß nur noch um ein paar Wochen Nachsicht bitten. Die goldene Hochzeit möcht' ich halt noch gar so gern mit dir begehen. Weil wir halt so viel glücklich miteinander haben gelebt."

„Geh, hör mir auf und putz dich nicht!" rief sie aus. „Wo du mir die ganze lange Zeit her das Leben hast sauer gemacht. Und jetzt möchtest dich prahlen mit dem Glück. Na, mach' du deine goldene Hochzeit nur allein, ich tu' nicht mit."

„Wirst eh recht haben," antwortete er. „Müssen überhaupt erst sehen, ob wir den Tag erleben."

„Mir ist's alle Tag' recht," sagte sie trübselig, und meinte natürlich das Sterben. „Ich hab' genug, will endlich einmal Ruh' haben."

Es war schwer für ihn, das Lachen zu verhalten. Sie, die seit fünfzig Jahren täglich ihren Stecken vom Zaun brach — sie will Ruh' haben.

„Vielleicht findest sie bald," sprach er. „So oder so. Nur nicht verzweifeln. Der Herrgott wird dich schon erlösen."

„Natürlich," loderte sie auf, „das wär' dir halt recht. Kannst wohl schon nicht erwarten, bis mich der Herrgott zu sich nimmt. Hast dir sicher schon eine andere hergerichtet. Ich unglückliches Weib!" Ihre Finger krümmten sich, er eilte rasch zur Tür hinaus. Dort sagte er für sich: „Wenn eins gescheit ist und das andere dumm — dann geht's."

Sie hörte es. „Wer ist dumm?"

„Aber Weibel, wer denn? Das ist doch keine Frage! Ich bin dumm."

Sie wendete sich ihrer Muhme zu, die am Ofen saß und Garn auf die Spule wand. Gehobenen Kopfes, mit triumphierendem Gesichte schaute sie um sich. Siegerin, wie jeden Tag!

Aber die Woche endete nicht, ohne daß etwas geschah. An jenem Abende waren sie im Zimmer beisammen. Die Muhme spulte Garn, das Eheweib spann und der Joachim saß auf dem Dreifuß und nagelte einen Bergschuh. Es begann schon ein wenig zu dunkeln, der Alte rückte den Dreifuß näher ans Fenster, um an der Ferse noch die letzten Nägel eintreiben zu können. Das geschah aber nicht, der Hammer fiel zu Boden und der Joachim lehnte sich an die Wand zurück.

„Stanzl!" sagte die Muhme leise, „du Stanzl schau! Was tut er denn?"

„Ja, allemal!" antwortete das Eheweib, „sobald eine Wolke für die Sonne geht, ist's bei dem Feierabend. Man muß ihn einsalzen, daß er nicht zu stinken anhebt vor Faulheit."

„Wenn's nur nit gar was anderes ist!" sagte die Muhme leise und stand auf. „Es scheint, Stanzl, du wirst das weiße Kleid anlegen!"

Das Eheweib schob nun das Spinnrad beiseite, eilte zu ihrem Mann und sah, daß er im Sterben war. Er lehnte am Brett, er verzerrte den Mund, die Augen gingen ihm über, in der Kehle gurgelte das Todesröcheln.

Die Muhme zündete rasch die Kerze an — das Sterbelicht, die Ehefrau fuhr mit feuchten Lappen über sein Gesicht und redete auf ihn ein. Er hörte nichts mehr. „Kennst mich denn nicht, Joachim?" rief sie. „Ich bin bei dir! — Ich, dein treues Weib. Hörst du es? — Aber Mann, um's Himmelswillen! Wirst mich doch nicht verlassen! Jetzt auf einmal! O heilge Katharina, halt ihn fest, lass' ihn nicht sterben! Joachim! Willst denn fort von mir? Was hab' ich dir denn getan, du lieber Mann, daß du mich willst verlassen! Nur ein bißl bleib' bei mir und lass' mich nicht allein auf der Welt. Schau, du bist ja mein Lieb! Ohne deiner kann ich nicht leben, bist mein Lieb, mein einziges Lieb! —

Willst denn richtig schon gehen? So nimm mich mit dir, Joachim, mein Joachim! Nimm mich mit! Nur einmal noch schau mich an! Ich bitt dich g a r schön', tu' mich nicht verlassen. Es ist ja nur eine Ohnmacht, du wirst mir noch einmal munter! Gelt, Joachim, du wirst mir noch einmal munter! Ich weiß ja nichts, ich kann mir ja nicht helfen." Laut schrie sie ihm ins Ohr: „Wo ist denn's Geld aufgehoben? In der Ledertruhen? Im Heu? Sag' doch noch ein Wort! Oder ist's im Schüttkasten? Nur einmal komm' zu dir selber. Fünfzig Jahr' bist mir herztreu gewesen und jetzt willst mir keine einzige Stund' mehr schenken! Verlass' mich nicht, mein lieber Mann, tu' mir das nicht an, daß du mir willst sterben!" So klagte sie laut und ungestüm, schaute hilfsuchend nach der betenden Muhme, streichelte zärtlich den Joachim — dieser ließ Hand und Kopf hängen, wachte nicht mehr auf, schaute sie nicht mehr an — war tot. Als die traute Ehefrau Constantia endlich dran glauben mußte, hat sie ein bissel geweint. Dann fuhr sie sich mit dem Ärmling über das Gesicht, trat fest auf den Boden und sagte hart und gelassen: „So, jetzt wär das auch vorbei, jetzt gibt's zu tun."

Sofort entwarf sie den Plan. Sie geht ins Dorf zum Pfarrer und läßt läuten. Die Muhme muß zum Bäcker, zum Fleischer, das Totenmahl zu bestellen. Der Tote bleibt liegen auf der Bank, wie er hingesunken ist. — Was zieht man denn gleich an, als Witwe? Das weiße ist ja noch nicht fertig. Aus dem Kasten das bessere Gewand. Trauer? Ist am ersten Tag noch nicht Sitte. Also das gewöhnliche braune Kleid mit den roten Tupfen. Man soll nicht finden, als wäre sie vorbereitet. Aber zu glatt und nett soll sie sich nicht machen. Der Schreck, der Schmerz muß auch auswendig zu erkennen sein. — Eine Viertelstunde später klappt die Tür zu und der Tote ist im Hause allein.

Wie er es merkt, sie wären fort, hebt er sachte den Kopf und stemmt sich auf den Ellenbogen. Dann reibt er sich mit der Hand das Kinn, die Wangen, die Stirn und murmelt: „Teuxel, das ist schwerer, wie ich mir's vorgestellt hab'. Wie sie mir herumgefahren ist im Gesicht mit den nassen Bratzen! — Aber im Grund ist sie halt doch eine arme Haut. Geweint hat sie wirklich — das hätte ich mir nicht verhofft. Na — ungeschickt gelegt hab' ich mich." Er saß auf und rieb sich das Bein. „Ganz der Fuß ist mir tot worden." Dann stieg er aufs Fletz, ging hin und her und war erstaunt über das Ereignis, das er nun erlebt hatte. Es war finster geworden, aber Licht brauchte er keines anzuzünden, da brannte seine Sterbekerze. Das ist unheimlich, er zündete einen Leuchtspan an und löschte die Kerze aus. Er ging zum Herde, o b er nicht Feuer machen sollte. Daß es heimlicher werde. Auch fröstelte ihn. — Über den Rücken rieselt's so sonderbar — wie Schüttelfrost. Pfui! Und keine Luft ist im Zimmer. Ein Fenster auf. Im Dorfe läuten sie. Was läuten sie denn im Dorf? Daß es so schauerlich sein kann, wenn man im Hause allein ist! Er will zur Tür hinaus, die Beine stolpern an der Schwelle, er fällt zusammen. Liegen bleiben darf er nicht, sapperlot, das wär' gefehlt. Am Ende —! Am Ende behält sie auch diesmal wieder recht. — Er erhebt sich taumelnd, trachtet seinem Bette zu.

Nach einer Stunde kommt die Ehefrau mit den Nachbarinnen. Während sie Licht macht, ruft sie aus: „O meine lieben Leute, seht, da liegt er mir!"

Aber er lag nicht dort, wohin sie zeigte.

„Du erlaubst schon, Stanzl," redete er aus dem Winkel zwischen schlotternden Zähnen hervor, „ich bin ins Bett gegangen. Da stirbt sich's kamodter."

Natürlich ein Aufkreischen in der Stube und Hinausstieben der Weiber zur Tür.

So hatte Joachim Zeit zum Überlegen, wie er sich herauswinden wollte. — Gesehen hatte er die Wirkung seines Todes — das war so eine Art Achtungserfolg gewesen. Weiter pressierte es ihm nicht. Wenn man die Leute zum Narren hält, läßt sich die närrische Welt zur Not ertragen.

Es dauerte hübsch lange, wie sie ihn so allein ließen. Das ertrug sich jetzt recht gut, seine Todesangst hatte sich bei dem Wiedersehen mit seiner Gesponsin wieder in die Schelmerei umgewandelt. Und als sie dann erschienen, die Stanzl, die Muhme mit den Nachbarinnen und Nachbarn, und als sie ihm mit dem Span ins Gesicht leuchteten, da reckte er ihr die Hand entgegen: „Weil du gar so fleißig gebetet hast, meine gute Stanzl, daß ich doch noch einmal zurückkommen soll — schau, da bin ich halt wieder."

„Um eine glückliche Sterbstund betet man, alter Tepp!" rief sie und die Sache war wieder auf der altgewohnten Höhe.

Drei Wochen später haben sie die goldene Hochzeit gefeiert, wobei die ganze Gemeinde tief gerührt war, mit Ausnahme des Hochzeitspaares. Sie brummte fortwährend über ihren Mann und tat, als hielte sie ihn für den schlechtesten. Er aber — hielt sie zum besten. Er lebt heute noch, weiß als alter Mann viel zu erzählen. Besonders gern erzählt er das Erlebnis — seines Todes.

Die Hand der Mumie.

Eine hochmystische Angelegenheit.

Kürzlich wurde in England bekannt, daß Graf Louis Hamon, ein großer Reisender, der sich in der ganzen Welt herumgetrieben hat und nun in seiner herrlichen Residenz in Park Street lebt, eine außergewöhnliche und unglaubliche Begebenheit berichtet hat.

Bis zum Jahre 1922 hatte er eine Mumienhand in seinem Besitz. Das Alter dieser Mumienhand schätzte er auf 3000 Jahre. Vor zwei Jahren hat er diese Reliquie einfach aus der Hand gegeben.

„Vor 34 Jahren", berichtet Graf Hamon, „wurde mir die Mumienhand von einem Ägypter gegeben, welcher mir erklärte, aus einer uralten Familie von Großpriestern abzustammen. Er gab mir die Hand als Dankbarkeitsbeweis, weil ich ihn von der Malaria geheilt hatte. Es war die mumifizierte Hand einer der sieben Töchter jenes ungläubigen Pharao, welcher vor Tutenkamen regierte. Die Prinzessin hatte gegen ihren Vater rebelliert, die Apostaten töteten sie in einer Schlacht und schnitten ihr die rechte Hand ab. Die mumifizierte Hand hat 30 Jahrhunderte ihren Weg durch die Welt gefunden, immer herumgetragen von ihren Besitzern."

Graf Louis Hamon berichtet nun weiter:

„Eines Tages merkte ich, daß die Hand, welche hart wie Elfenbein und schwarz wie Tabak war, ihre Lage geändert hatte. Der Zeigefinger wies gegen die Decke. Ich drückte meine Hand auf den Finger und er gab nach. Am nächsten Tag fühlte ich, daß das Fleisch weich geworden war .... zu meiner größten Verwunderung bemerkte ich einige Blutstropfen an den Artikulationen. Das war im Jahre 1920. Dann nahm die Hand ihr altes Aussehen wieder an. Im Mai 1921 machte sie wieder einen lebenden Eindruck. 1922 merkte ich von neuem Blut. Ich glaubte, einer Halluzination preisgegeben zu sein, ließ einen Notar kommen und zwei Freunde, einen Apotheker und einen Ingenieur, welche schriftlich erklärten, die Reliquie habe alles Aussehen nach Leben. Mittels einer Lösung von Pech und Lack hat dann der Apotheker der Hand ihre ursprüngliche Härte zurückgegeben. Im Oktober desselben Jahres 1922 wollte ich mit meiner Frau gemeinsam Irland verlassen, als am Abend vor der Abreise die Hand der Mumie wieder Blut aufwies. Wir konnten sie in diesem Zustand nicht transportieren und beschlossen, die Reliquie zu verbrennen. Ich nahm die Hand, legte sie in den Kamin, wo ein großes Stück Holz brannte. In diesem Augenblick fand etwas Unglaubliches statt. Die äußere Glastür des Saales ging mit großem Lärm in Stücke, die innere Türe aus Eiche war geschlossen. Die zweite Türe, hart und stark wie ein Steinfels, bog sich um und fiel in den Saal. In der Leere sahen wir den Garten herrlich vom Mondlicht beleuchtet. Auf der Türe stand unbeweglich eine Frau, von der man nur den Kopf und die Schultern sah. Die Erscheinung bewegte sich auf uns. Vom Mondlicht erhellt, wurde die Erscheinung deutlicher. Auf dem Kopfe der Ägypterin sah ich die vergoldeten Flügel eines Käfers, um welchen das goldene Emblem des alten Ägypten sichtbar war. Der Käfer leuchtete, auch die Augen der Gestalt und die Edelsteine des Gürtels. Die Erscheinung ging zum Kamin, beugte sich, nahm mit dem Arm die Hand aus den Flammen und erhob sie über den Kopf. Wir sahen in diesem Augenblick deutlich die beiden Hände über dem Kopfe vereint. Die Erscheinung ging zurück und sie verschwand bald, aber einige Minuten noch schauten uns tiefsinnig die herrlichen Augen aus der Leere an ..."



Kleine Rundschau-Ecke



* **Der gute Vater.** „Aber, Erna, was wird bloß dein Vater sagen, wenn er erfährt, daß wir uns verlobt haben?" — „Da hab' man keine Bange, Vater ist jedesmal begeistert."

*

* **Der schwierige Fall.** Ein Arzt erhält spät am Abend die Karte eines Berufsgenossen: „Komm doch noch ein bißchen in die Kneipe, uns fehlt der dritte Mann zum Skat." „Liebe Emilie", sagte er nun zu seiner Frau, „ich werde nochmals fortgehen." — „Ist es denn so wichtig?" „Ach, ein sehr schwieriger Fall, zwei Ärzte sind schon da."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.